Die Edelreiser im Obstbau.

(Nachdruck verboten.)

Am Schluß des Winters haben die Besitzer von Obstgärten ihr Augenmerk auf die Gewinnung von Edelreisern guter Apfelsorten zu richten. In der Regel schneidet man dieselben im Monat Februar an frostfreien Tagen. Dabei muß nun vor allem darauf gesehen werden, daß nur ganz gesunde Zweige geschnitten werden und zwar von nur bewährten Sorten; letztere kennt der Besitzer ja vom Ertrag her zur Genüge, so daß es hiezu keiner weiteren Anleitung bedarf. Immer aber schneidet man oberhalb eines nach außen stehenden Auges ab, damit die Form des Baumes nicht verunziert wird, denn sobald ich über einem nach innen stehenden Auge abschneide, treibt letzteres in der Regel einen neuen Trieb, der fast ohne Ausnahme nach innen zu sich richtet, was natürlich ganz verwerflich erscheint. Das Edelreis selbst soll niemals Tragknospen (Fruchtknospen) haben, diese sind an ihrer Dicke leicht erkennbar; auch erscheinen sie, besonders beim Frühobst ziemlich heller als die kleinen Holzaugen (Triebknospen). Die Reiser müssen nach dem Schneiden sofort in Bündel (natürlich jede Sorte besonders) zusammengebunden und mit Anhängern versehen werden, auf welchen die Sorte genau angeschrieben ist, damit man im Frühjahr im Gebrauchsfalle stets die einzelnen Sorten gut von einander unterscheiden kann, denn nichts ist von einander unterscheiden kann, denn nichts ist unangenehmer als eine Verwechslung derselben. Die so gewonnenen Edelreisbüschel werden mit der Schnittfläche in ein Sandkistchen gesteckt, um die einzelnen Zweigchen vor dem Vertrocknen zu schützen. Benützt man die Gelegenheit in Nachbarsgärten sich Edelreiser zu verschaffen, so lasse man sich vom Eigentümer derselben immer am Ort und Stelle die einzelnen Sorten von Bäumen vorzeigen, um auch hier einer leider nur zu oft vorkommenden Verwechslung zu entgehen. Als Zeit des Umpfropfens wählen wir immer trockene, sonnige Tage im April/Mai und zwar erst dann, wenn der zu veredelnde Baum bereits gut ausgetrieben hat, d. h. wenn also der Baum gut im Saft steht, ein Anwachsen der Reiser geht alsdann viel leichter vor sich, als wenn diese schon im März (evtl. April bei späteren Sorten) eingepfropft werden. D.

Vom Anbauwerte des Nußbaums.

Nachdruck verboten.

In unseren heimischen Obstkulturen wird der Walnußbaum heute kaum noch als wirtschaftlicher Nutzbaum geachtet und demzufolge nur noch selten angepflanzt. Dies ist aber nicht nur im Interesse eines gesunden Nußfruchtgenusses, sondern auch vom Standpunkte eines rationellen und einträglichen Obstbaues durchaus bedauerlich, da der Walnußbaum nicht die schlechteste Bodenrente bringt und diese jedenfalls bei weitem länger als viele stein- und kernerfrüchtige Obstbäume auf spätere Geschlechter überträgt und mit steigendem Werte forterbt.

Wenn nun auch nach den bisherigen Erfahrungen zugegeben werden muß, daß der Walnußbaum infolge seiner besonders frühen Blüte vielerorts und häufig Frostgefahren ausgesetzt ist und auch nur an warmen und geschützt gelegenen Standplätzen ein gutes Gedeihen und eine genügende Fruchtbarkeit zeigt, so sind dies doch anderen kulturellen Anbauschwierigkeiten als sie auch bei anderen Obstbäumen, z. B. Pfirsichen und Aprikosen, bestehen und durch geeignete obstbauliche Maßnahmen überwunden werden müssen. Ein anderer wesentlicher Grund für die vernachlässigte Anpflanzung des Walnußbaumes ist der, daß er erst nach 10 und mehr Jahren tragbar wird, und seine Kronengliederung sich späterhin so umfangreich gestaltet, daß im Bereiche seiner Schattenbildung jede feld- und gartenwirtschaftliche Unterkultur unmöglich ist. Aus diesem Grunde soll seiner Anpflanzung auch weder im kleinen Hausgarten noch im großbetrieblichen Plantagenobstbau das Wort geredet werden, da er hier auf alle Fälle eine viel zu späte und nur langsam einsetzende Bodenrente bringen würde. Wo aber auf Wiesen und Triften, auf Hof- und Wirtschaftsplätzen nutzbare Plätze vorhanden sind oder in größeren Park- und Gartenanlagen schattige Ruh- und Sitzplätze geschaffen werden sollen, ist der Walnußbaum ein zweckmäßiges Pflanzungsmittel, das hier sowohl zum kronengewaltigen, fruchtbringenden Einzelbaum wie auch zum laubdichten und gliedermäßigen schönen Schattenspender heranwächst und damit wirtschaftlich und landschaftlich gleich vorzügliche Dienste leistet. Und gerade dieser Vorzug hätte dem Nußbaum schon längst die Wege für eine rationelle obstwirtschaftliche Nutzung in allen feld- und landwirtschaftlichen Betrieben ebnen sollen. Mag er seinem Pflanzer selbst auch nicht die erhofften Erträge bringen, durch seine späteren Ernten werden die nachfolgenden Besitzer, werden Kindes- und Kindeskinder um so größere Ursache haben, dem Vorfahr für seine weitsichtige wirtschaftliche Fürsorge zu danken. Hinzukommt, daß der Walnußbaum auch einen hohen Holzwert besitzt. Wegen seiner steinharten, feinfaserigen Struktur ist er äußerst zähe und gut polierbar und wird von Waffen- und Werkzeugfabriken zur Herstellung von Waffenschäften und Werkzeugstielen hoch bezahlt. Diese industrielle und nutzbringende Verwertung ist der Existenz des Walnußbaumes allerdings mit zum Verhängnis geworden und zum nicht geringen Teile schuld daran, daß wir in Deutschland nur noch einen geringen Bestand an großen Nußbäumen haben. Denn als vor Jahrzehnten in- und ausländische Waffenfabriken für Nußbaumstämme ganz enorm hohe Preise zahlten und während des Weltkrieges die deutsche Regierung zur Zwangsfällung alter Walnußbäume schritt, glaubte mancher Besitzer eines solchen Baumes, sich die Gelegenheit zur Sicherung eines kleinen Kapitals nicht entgehen lassen zu dürfen, ohne darüber nachzudenken, ob dadurch der spätere alljährliche Rentenausfall auch nach den Grundsätzen eines ordentlichen Kaufmanns abgelöst wurde. Dies dürfte nur in einigen wenigen Fällen zutreffend gewesen sein, wenn man bedenkt, welche Zentnerlasten an Nüssen diese Bäume heute tragen würden und welches enorme deutsche Kapital dem heimischen Obstbau erhalten worden wäre, wenn man den heutigen hohen Marktwert für alle Nußfrüchte in Rechnung zieht. E. G. H.

Der
Praktische Ratgeber
für Landwirtschaft und Tierzucht, Obst- und Gartenbau Familie und Haus.

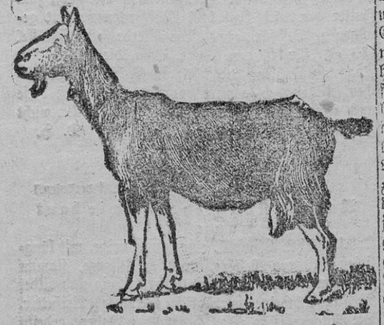
Beilage zur
Sauerländer Zeitung
Druck und Verlag von Hans Albrecht, Brilon.

Nr. 5. 1922.

Die Toggenburger Ziege.

Nachdruck verboten.

Infolge der Teuerung und Knappheit aller landwirtschaftlichen Produkte, insonderheit von Milch, Butter und Käse, hat die Ziegenzucht gerade in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung erfahren. Gar manche Anhänger sind der Ziegenzucht erstanden, wo früher eine gewisse Abneigung diesem Tiere gegenüber herrschte. Dem Anfänger macht aber nicht selten die Wahl der Rasse manches Kopfzerbrechen. Der eine empfiehlt diese, der andere jene Rasse, und doch gibt es keine ausgesprochen beste Ziege. Jede besitzt Gutes, beste Abstammung natürlich vorausgesetzt, sofern ihr nur entsprechende Pflege und Wartung zuteil wird. Darum empfehlen wir, daß jeder bei Auswahl einer Rasse seinen Geschmack mitsprechen läßt. Am verbreitetsten ist wohl die weiße Saanenziege, die früher als die beste Milchziege gepriesen wurde. Aber heute stehen ihr auch die verschiedenen farbigen Schläge an Milchleistung keineswegs nach.



Zu letzteren gehört u. a. die Toggenburger Ziege, die wir heute unseren Lesern im Bilde vorführen. Sie hat, wie die Saanenziege, ihre Heimat im Alpenlande und trägt ihren Namen von der Landschaft Toggenburg, zwischen Bodensee und Züricher See. Sie gehört zu den wertvollsten schweizerischen Ziegenschlägen. Sie steht an Milchleistung der weißen Schwester aus dem Saanenlande nicht nach, wird, wie diese, auch meist hornlos gezüchtet, ist sehr genügsam und eine gute Futterverwerterin. Ihre Farbe ist vorherrschend braun mit weißen Flecken oder auch rehbraun mit schöner Gesichtsmaske. Daß sie trotz ihrer hervorragenden Eigenschaften nicht die Verbreitung gefunden hat wie die weiße Saanenziege, liegt unseres Erachtens meist an der Farbe, da die blendende Weiße der Saanenziege für manches Auge etwas Bestechendes hat, zum andern ist es aber auch die Kurzhaarigkeit der Saanenziege, weswegen mancher dieser den Vorzug gibt vor der langhaarigen Toggenburgerin. Ein Tier mit langem Haarkleid verursacht bedeutend mehr Pflege und Arbeit, wenn es nicht am Ansehen leiden soll. Aber diesem Uebelstand der Toggenburger Ziege kann durch Zuchtwahl begegnet werden. Durch die strenge Auswahl stets der kurzhaarigsten Tiere bei der Zucht wird man nach einigen Generationen bald zum Ziele kommen und Toggenburger Schläge besitzen, die auch in Beziehung der Haarlänge nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Sch.

Eine Wiesenschleife.

(Nachdruck verboten.)

Daß der Stalldünger größtenteils den Hackfrüchten zugute kommen soll, ist wohl jedem Landwirt bekannt; aber nichts destoweniger dürfen wir unsere Futterpflanzen in den Hintergrund stellen. Gerade über Winter, wo in den meisten Betrieben mehr Stroh gestreut wird, ist die Möglichkeit vorhanden, einen Teil unserer Wiesen und Rotkleefelder mit Strohmist zu überfahren. Letztere sind besonders für eine Strohmistdecke über Winter dankbar, und wer schon Versuche damit gemacht hat, wird nur von guten Erfolgen berichten können. Bekommt doch die oberste Ackerschicht von den zurückbleibenden Kotrückständen eine gute Gare; der Klee ist über Winter geschützt und im Frühjahr geraumere Zeit früher daran als der nichtgedüngte. Selbstverständlich darf auch eine Düngung mit Phosphorsäure und Kali nicht fehlen. Den Wiesen ohne Stallmist sollte ohnedies noch eine Stickstoffdüngung gegeben werden. Kompost, wohl der geeignetste Wiesendünger, fehlt leider in vielen Betrieben. Der Stallmistdüngung auf Wiesen und Klee könnte wohl entgegengehalten werden, daß große Stickstoffverluste damit verbunden sind. Auch bei der Düngung der Felder entstehen Verluste, dies um so mehr, wenn der Dung im Winter auf die rauhen, gefrorenen Felder gefahren wird und lange Zeit nicht untergeackert werden kann. Die bei der Wiesen- und Kleedüngung gemachten Vorteile werden wohl die Nachteile im größeren Maße überwiegen.

Durch bessere Düngung unserer Futterpflanzen werden wir nicht allein ein größeres Quantum, sondern auch gehaltreicheres Futter produzieren und hiermit einen großen Teil des teuren Kraftfutters sparen können.

Einen Nachteil, wenn man es so nennen darf, bringt die Stallmistdüngung doch mit sich. Im Frühjahr sollte der Mist vor dem Abrechen verrieben oder verrecht werden, obwohl nicht gerade immer günstige Zeit und genügend Arbeitskräfte vorhanden sind. In kleinbäuerlichen Betrieben benützt man zum Verreiben den kleinen Handrechen, mit dem man gute Arbeit verrichten kann, die aber dafür zeitraubend ist. Für große Flächen ist diese Handarbeit unausführbar, da es einesteils an Arbeitskräften fehlt, wie schon oben angeführt wurde, und es dererseits zu hohe Kosten entstehen. Wohl sind für diesen Zweck schon Dorneggen verwendet worden, die aber nur primitive Arbeit leisten.

Um die Arbeit auf einfacherem und billigerem Wege auszuführen, habe ich eine Schleife konstruiert, die auch wirklich volle Handarbeit ersetzt. (Ob diese in verschiedenen Gegenden schon eingeführt wurde, ist mir nicht bekannt; diese Zeilen dürften aber doch für manchen Landwirt, der die Schleife nicht kennt, eine kleine Anleitung sein). Ein Gespann mit dieser Schleife leistet pro Tag soviel wie 23—30 Arbeiter, wobei zur Bedienung außer dem Pferdelenker nur ein Mann erforderlich ist, der das zusammengeschobene Stroh wieder ausbreitet. Letzteres kommt nur bei starker Düngung vor, was man möglichst vermeiden soll, da nicht allein die zu starke Decke den Pflanzen schädlich ist, sondern auch ein zweimaliges Schleifen erforderlich macht. Die Schleife ist aus 5 cm dicken und 20 cm hohen Dielen hergestellt und besteht aus 6 Gliedern.

Ein solches Glied ist wie folgt konstruiert: Zwei Dielen von 1,25 m Länge werden mit einem Zwischenraum von 15 cm durch zwei ebenfalls 15 cm starke Eichkanthölzer miteinander verschraubt oder mit langen Nägeln verbunden. Die Breitseite der Dielen muß also senkrecht zum Boden stehen, so daß die Dielkanten während der Benützung reibend auf dem Boden fortbewegt werden. Um die einzelnen Schleifenglieder zusammenzuhängen, werden an der vorderen Seite zwei Haken und an entgegengesetzter Seite zwei 80 cm lange Ketten angebracht. Die Schleife ist zweiteilig, es kommen also hintereinander folgend drei Glieder. Als Zugbaken kann ein Eggenbalken von einer Ackeregge verwendet werden.

An die beiden hintersten Glieder wird eine Stange angehängt, die die Schleife zusammenhält und das Stroh verteilt. Nicht allein als Mit-

Für Familie und Haus.

Hauswirtschaft.

Salmiakspiritus in der Hauswirtschaft. Salmiakspiritus kann vielfach zur Anwendung gelangen. Man benutzt denselben zur Entfernung von Flecken aus Tuch, Filz usw., verwendet ihn als Linderungsmittel bei Insektenstichen. In ganz besonderer Weise aber ist er von Nutzen bei dem Löschen von Bränden, welche durch Petroleum entstehen. Die mit Salmiakspiritus begossene Petroleumlampe verlöscht augenblicklich. Es ist deshalb dringend anzuraten, daß in jedem Haushalt ein entsprechendes Quantum Salmiakgeist, welcher, wie schon erwähnt, auch für mancherlei Zwecke verwendbar ist, vorrätig gehalten wird.

Tuch- und Wollkleider zu reinigen. Panamaholz reinigt auf das beste die verschiedenartigsten Stoffe. Für 200 g Rinde läßt man in acht Liter Wasser vierundzwanzig Stunden ziehen oder eine halbe Stunde kochen, dann wird die Flüssigkeit abgegossen. In dieser Flüssigkeit werden die betreffenden Gegenstände gewaschen — ohne Seife und ziemlich kalt —, dann im Schatten, ohne auszuringen, getrocknet und noch feucht auf der linken Seite gebügelt. Farbige Stoffe, Kleider, Vorhänge usw. legt man vor dem Aufhängen eine bis zwei Stunden in schwaches Salzwasser, damit die Farben nicht ineinander ziehen; schwarze Stoffe schwenkt man in starkem Blauwasser nach dem Waschen tüchtig durch. Zu bemerken ist noch, daß Teppiche, gut ausgeklopft und mit angegebener Flüssigkeit abgebürstet, wieder sehr gut und frisch aussehen.

Trikotunterwäsche tadellos auszubessern. Das Einsetzen von Flicken in Trikotwäsche bereitet bei der Dehnbarkeit des Gewebes meist große Schwierigkeiten. Es ist aber leicht zu bewerkstelligen, wenn man unter die schadhaften Stellen zunächst ein sauber zurechtgeschnittenes, passendes Stück gleichfarbigen Trikotstoffes unterlegt und mit sogenanntem Hexenstich offenrändig aufnäht. Die Stiche, die rechts sichtbar werden, müssen dabei möglichst klein gehalten sein, damit sie kaum zu sehen sind. Nun wird die Arbeit nach rechts gewendet, die schadhafte Stelle dabei ebenfalls fadengerade sorgsam herausgeschnitten und mit recht dichtem Hakenstich und in der Farbe passendem Garn dem untersetzten Flicken der Nahtrand angefügt. Nach dem Bügeln sieht die Arbeit tadellos aus und verursacht lange nicht so viel Mühe beim Ausbessern, wie das übliche, vielfach angewandte Stopfen der schadhaften Stellen auf untersetztem Flicken. L.

Gesundheitspflege.

Nahrung für Bleichsüchtige. Rohe Eier, besonders das Eigelb, mit geringer Menge Getränk angerührt und allmählich aufgenommen; fettfreies Fleisch von jungen Rindern; kalt hergestellte Bouillon; frische Milch in kleinen Mengen, aber öfters genossen; altbackenes Brot ohne Getränk tüchtig durchkauen. Spinat wird wegen seines Eisengehaltes auch empfohlen. Getränk vor, nicht bald nach der Mahlzeit aufnehmen.

Schnupfenmittel. Ein ausgezeichnetes Schnupfenmittel, welches sofortige Erleichterung schafft und den mit dem Schnupfen verbundenen Druck und die Dumpfheit des Kopfes beseitigt, ist das Inhalieren von Kampherdämpfen. Man füllt zu diesem Zwecke einen Topf mit mäßig weiter Oeffnung mit kochendem Wasser, schüttet einen knappen Teelöffel pulverisierten Kampher hinein und atmet, über den Topf gebeugt, mit geschlossenem Munde die Dämpfe ein. Selbst in den hartnäckigsten Fällen pflegt dieses einfache Mittel seine Wirkung nicht zu verfehlen.

Nüsse sind als Genußmittel sehr zu empfehlen, denn sie sind nicht bloß wohlschmeckend, sondern auch sehr bekömmlich und nahrhaft. Ihr Nährwert beruht auf dem Gehalt an Oel und Eiweiß; ein anderer Bestandteil, die Zellulose, ist zwar nicht verdaulich, bildet aber eine, dem ganzen Organismus wohl bekommende Anregung für Magen und Darm. In bezug auf Fettgehalt und Wohlgeschmack übertreffen die überseeischen Nüsse zwar unsere einheimischen, letztere sind aber leichter verdaulich und aromatischer.

Redaktion: Th. Kraemer in Hellmar.

derselbe kann die so konstruierte Sch[illegible] verwendet werden, sondern sie macht auch [illegible] Ackerschleife gleich gute Arbeit.

Dem Landwirt ist durch eine solche Schleife die Möglichkeit gegeben, seine Wiesen und Kleefelder in kurzer Zeit bei günstiger Witterung zu überfahren. J. H. W.

Gute Einstreu in den Ferkelbuchten.

(Nachdruck verboten.)

Krankheitserscheinungen bei Ferkeln sind manchmal darauf zurückzuführen, daß zum Einstreuen in den Ferkelbuchten muffiges oder schimmeliges Stroh verwendet wird. Die Ferkel zeigen schon von den ersten Lebenstagen ab die Gewohnheit an der Streu zu knabbern. Wenn sie auch nur ganz wenig hiervon aufnehmen, so kann aber schon die geringste Menge zu Erkrankungen führen, falls die Streu muffig und verdorben ist. Zur Einstreu in die Ferkelbuchten soll nur gutes Stroh, das von trocken eingebrachtem Getreide herrührt, verwendet werden. Auch solches Stroh, das vielleicht schon naß und schimmelig war und dann wieder trocken geworden ist, taugt nicht für die Ferkelbuchten. Gar manchen Ferkelverlusten könnte vorgebeugt werden, wenn hierauf mehr geachtet würde. Hin und wieder trifft man auf die verkehrte Meinung, daß für die Schweinebuchten auch schlechte und verdorbene Streustoffe gut genug seien. Am besten zum Einstreuen in die Ferkelbuchten eignet sich gutes, nicht zu hartes Stroh, das von trocken geerntetem Getreide herrührt. Es ist zweckmäßig, wenn auch nicht unbedingt notwendig, das für die Ferkelbuchten bestimmte Stroh einmal durchzuschneiden. Freilich muß auch die Aufbewahrung des Strohes bis zum Verbrauch zweckmäßig gewesen sein, so daß es in dieser Zeit keinen Dunst und keine Feuchtigkeit aufgesogen hat. Darüber ist kaum ein Wort zu sagen, daß gutes Einstreuen zum Gedeihen der Ferkel überhaupt von großer Bedeutung ist. Der Stall selbst braucht garnicht besonders warm zu sein. Ein sachgemäß gebauter und gut besetzter Schweinestall hält sich auch in kalten Wintern warm genug. Die Ferkel müssen aber jedenfalls ein trockenes, warmes Lager haben.

Gerade auch wenn die Ferkel im Winter mit der Mutterfau hinaus auf den Hof gelassen werden, dann ist es sehr wichtig, daß sie nach Rückkehr in den Stall ein gut gestreutes Lager finden. Sobald die Ferkel etwa 8—10 Tage alt sind und die Witterung es erlaubt, soll ihnen auch im Winter täglich etwas Gelegenheit gegeben werden ins Freie zu kommen. Frostwetter ist nicht hinderlich, nur bei Schneefall und Regen wird man sie ganz im Stall lassen. In Schweinehaltungen, in denen gut eingestreut und die Streu oft genug gewechselt wird, so daß die Schweine immer trocken liegen, treten seuchenartige Krankheiten viel weniger auf, als dort, wo in dieser Beziehung etwas versäumt werden sollte.

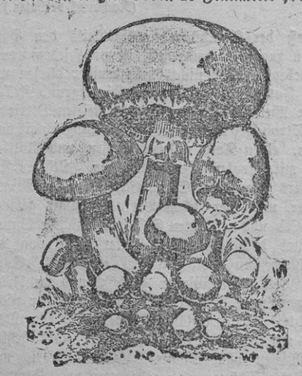
Ueber den schädigenden Einfluß von schlechter und verdorbener Streu in Ferkelbuchten wurde vor einigen Jahren in der Illustrierten landw. Zeitung eine interessante Erfahrung aus der Praxis berichtet. Danach zeigten in einer Schweinehaltung, die sonst nicht von Krankheiten heimgesucht war und in der die Ferkel gesund und kräftig zur Welt kamen, die Tierchen einige Tage nach der Geburt schwere Krankheitserscheinungen. Viele Ferkel gingen ein. Es wurde Darmentzündung und Schweineseuche vermutet. Schließlich ist festgestellt worden, daß die Ursache des Uebels in der Verwendung von schimmeligem, angefaultem Stroh lag, das zum Einstreuen in den Ferkelbuchten benutzt worden war. Es wurde dann jeder Rest des schlechten Strohes aus den Buchten entfernt und hierauf eine gründliche Desinfektion der Buchten ausgeführt. Weiterhin kam nur gutes, gesundes und ganz trockenes Stroh zur Verwendung. Die dann in die Buchten untergebrachten Ferkel zeigten eine ganz befriedigende Entwicklung. Ihr Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig. Man könnte vielleicht annehmen, daß faules Stroh durch Trocknen geeignet zum Einstreuen gemacht werden könnte. Dem ist jedoch nicht so, denn durch einfaches Trocknen an der Luft oder der Sonne werden die etwa im Stroh schon vorhandenen schlechten Keime nicht getötet. Zollikofer.

Champignonzucht.

Nachdruck verboten.

Die Anzucht der schmackhaften Champignons ist durchaus nicht so schwierig, wie vielleicht gesagt wird; man lasse sich auch nicht durch die Behauptung abschrecken, daß die Räume, in denen Champignons gezogen werden sollen, durch Heizen auf einer gleichmäßigen Wärme von 20 Grad Celsius gehalten werden müßten; man sei versichert, daß die Wärme zwischen 10 und 18 Grad schwanken kann.

Zunächst verschaffe man sich Pferdemist und bringe ihn auf Haufen von ungefähr 70 Zentimeter Höhe, trete ihn fest und lasse ihn sich erhitzen. Hat sich der Haufen gleichmäßig erwärmt, so arbeitet man ihn um und tritt wieder fest. Sollte nun noch eine Erhitzung von etwa 30 Grad Celsius eintreten, was man mit Hilfe eines Badethermometers feststellen kann, so muß man den Dung noch einmal umarbeiten; dieses Umarbeiten geschieht in Zwischenräumen von 8—10 Tagen. Nun kann man zur Anlage der Beete schreiten, für die man Keller, dunkle Kammern, Schuppen und ähnliche Räume wählt. Man schichtet den Mist in Kästen oder auf den bloßen Boden 40 Zentimeter hoch und



schlägt ihn mit einem Brett fest. Hat sich der Dung wieder erwärmt, so wird er mit Champignonbrut gespickt, die man in allen größeren Samenhandlungen kaufen kann. Wenn die Brut gewachsen ist, d. h. wenn sich ein weißer, fadenartiger Ueberzug gebildet hat, wird das Beet mit einer dünnen Schicht Erde abgedeckt und diese mit einem Brett festgedrückt. Ist die Erde zu trocken, so sprengt man mit etwas lauwarmem Wasser. Mit der Ernte kann man schon in einigen Wochen beginnen. Ein solches Beet kann reichlich 6 Monate anhalten. Man preßt dann einige Hände voll von dem unteren Miste in viereckige Formen von der Dicke eines Mauersteins, trocknet sie an der Luft und hebt sie an einem luftigen Orte auf; hierdurch gewinnt man selbst auf längere Zeit hinaus die Brut.

In abgeleerte Mistbeete pflanzt man die Brut in die vorhandene Erde und bedeckt die Kästen mit Brettern; auch hier wird man eine reiche Ernte erzielen. Für den Spätherbst oder für den Winter eignet sich jedoch diese Zuchtmethode nicht. — Am zweckmäßigsten erntet man die Pilze, wenn sie Walnußgröße erlangt haben. H. R.

Sind besondere Salzgaben zum Stallfutter nötig?

(Nachdruck verboten.)

In Hohenheim angestellte Versuche ergaben, daß ein Tier mit 25 Pfund Heu 30 g Kochsalz, mit 50 Pfund Kartoffeln nur 8 g aufnahm. Nicht alle Futterpflanzen bieten also den Tieren gleiche Salzgaben. Junge, grüne Pflanzen und Rübenblätter besitzen reichlich Kochsalz, während Getreidekörner nur wenig enthalten. Aber auch dieselben Pflanzen bergen nicht immer gleich hohe Salzmengen in sich. So enthielten 25 Pfund Heu, das bei Zürich gewonnen wurde, 130 g Salz, während Churwalbener Alpenwiesenheu nur 20 bis 25 g aufwies. Der Salzgehalt der Futterpflanzen ist also wesentlich von der Beschaffenheit des Bodens abhängig bzw. davon, ob der Boden reich oder arm an Chlor oder Natrium ist. Die Frage, ob wir den Stalltieren Salz reichen sollen, wird wird also nicht allein davon abhängig gemacht werden können, was wir füttern, sondern vielmehr von dem Verhalten der Tiere selbst, von ihrem Salzbedürfnis oder ihrem Salzhunger. Schon das Aussehen der Tiere läßt oft auf Salzmangel schließen. Die Haare sind glanzlos, matt und rauh; die Tiere belecken Wände und Mauern, fressen gern die mit Urin besprenzte Streu, eine Leckfucht und Gier nach Salz stellt sich bei ihnen ein. Da sind nun Salzgaben angebracht. Ebenso sind solche fast regelmäßig nötig zur Zeit des Haarwechsels. Das Salz beeinflußt die Verdauung günstig, die Absonderung der Speichel- und Magendrüsen wird gesteigert, die Verdauung gefördert und die Darmtätigkeit gesteigert. Die Salzgaben werden nach Generaloberveterinär Kofmag am besten durch Zumischung bestimmter Mengen von Viehsalz zum Futter gereicht. Auf drei Mahlzeiten verteilt genügen z. B. für erwachsene Pferde ein Eßlöffel (30 g), für jüngere Tiere etwa die Hälfte für Tag und Fohlen. Kochsalz in Lecksteinen zu reichen, ist empfehlenswert, vorausgesetzt, daß diese auch innen hart sind und nach dem Anlecken nicht zerfallen. D. G.

Komfrey.

(Nachdruck verboten.)

Was ist Komfrey und wie baut man es an?

Komfrey oder Beinwell, eine rauhhaarige, mit länglichen Blättern besetzte, krautige Pflanze, stammt aus dem Kaukasus, wächst äußerst üppig und bildet ein für Schweine vorzüglich geeignetes Beifutter. Die Pflanze liebt ziemlich feuchten Boden, gedeiht aber auf allen Bodenarten. Die Vermehrung ist eine sehr einfache und geschieht am besten durch Stecklinge. Zur Anpflanzung genügt aber auch ein kleines, fingerlanges Wurzelstückchen. Die Stecklinge werden im Quadratverbande auf je 50 bis 60 cm Entfernung 6—7 cm tief in den Boden gelegt. Je kräftiger die Stecklinge, desto schneller der Wuchs. Bei Wurzelvermehrung ist der Ertrag im 1. Jahre natürlich weniger üppig. Für 1 Morgen sind etwa 6000 Pflanzen erforderlich. Es empfiehlt sich aber zunächst ein kleineres Stück anzupflanzen und dann von dieser weitere Stecklinge zu entnehmen. Für öfteres Hacken ist Komfrey sehr dankbar. Auch wirkt für die angewachsenen Stecklinge ein Kopfdünger, Thomasmehl und Kalkmilch können mit Vorteil zur Düngung angewandt werden. Eine gut gepflegte Anlage liefert jährlich 3—4 Schnitte und hält viele Jahre aus. Die Blütenbildung muß verhindert werden, da sonst die Pflanzen zu sehr geschwächt werden. In rauhen, kalten Lagen empfiehlt es sich, die Komfreypflanzen über den Winter mit Pferdemist zu bedecken. Sie treiben dann um so frühzeitiger aus und liefern den Schweinen ein Grünfutter zu einer Zeit, in welcher andere Futterpflanzen in der Entwicklung zurück sind. Je näher Komfrehanlagen zu dem Gehöft gelegt werden können, desto besser ist es, da man dann zu jeder Zeit und rasch Futter für die Schweine beschaffen kann. Rustikus.

Stall und Auslauf der Schweine.

(Nachdruck verboten.)

Wohl am billigsten und dem Schwein am zuträglichsten ist die Haltung, vielmehr die Unterbringung im Freien, das heißt in sogenannten Unterschlüpfen bei Auslauf nach Belieben. Lange Zeit vor dem Kriege habe ich den Schweinen solche Unterschlüpfe erstellt, wo sie im Winter und Sommer, Tag und Nacht kampieren und sich behaglich (anwohl!) fühlen. Es heißt doch viel, bei 15—20 Grad Kälte im Freien ohne Ueberdachung gefüttert und am Unterschlupf als Türe nur ein Sack vorgehängt. Solche Wohnungen sind aus Brettern mit einer Isolierung aus Stroh und Schlacken leicht und einfach herzustellen, welches nur geringes Gebäudekapital erfordert. Bis zu 50 Mutterschweinen in einer Herde haben wir in solcher Hüttenkolonie im Freien untergebracht und dabei gesunden Bestand erhalten. Auch Mutterschweine zum Abferkeln wurden einzeln in gleicher Weise untergebracht, ohne daß ein Ferkel erkrankte oder totgedrückt wurde. Nur die unsichere Zeit hat mich von der weiteren Benützung der Abferkelhütten abgehalten. Desgleichen konnte eine der Neuzeit entsprechende Zuchtanlage mit hügeligem Auslauf, Gebüsch, Grasweide und Suhle schon Jahre nicht benützt werden. Zu diesen Bauten wurden nur Holz, Lehm und Schlacken verwendet.

Bei vielen Landwirten wäre die Möglichkeit vorhanden, hinter Stall oder Scheune, wenn auch nur im kleinen, solche Hütten und Ausläufe zu schaffen und dadurch die Haltungsweise der Schweine ein gut Teil zu verbilligen. Außer den Mastschweinen wäre nur noch für die säugenden Mutterschweine und jungen Läufer, die allmählich abgehärtet werden, für gesunde Stallungen zu sorgen. Für die beiden letzten Gattungen handelt es sich um Ställe, die vor allem trocken und warm sein müssen, deren Herstellungsmaterial aus Holz, Backsteinen oder Lehm besteht. Auf keinen Fall soll Eisen und Zement verwendet werden, die nur Krankheiten bringen und ganze Herden verseuchen. Wie wenig auf das Wohlgefühl der Schweine geachtet wird, sieht man nur zu oft. In der hintersten abgelegensten Ecke, ohne Zutritt von Luft und Licht, werden oft Jammergestalten von Schweinen gehalten, die alles, nur keine Futterverwerter sind. Zum Wohlgedeihen der Schweine gehört nicht nur gutes Futter, sondern von allem trockenes Lager und gute Luft.

Um auch den Schweinen, die im Stall gehalten werden müssen, bei denen die vorerwähnte Möglichkeit nicht vorhanden ist, gute Lagerstätten zu verschaffen, habe ich sogenannte Betten eingebaut, die sich vorzüglich bewährten. Die Schweinebetten werden folgendermaßen hergestellt: der hintere Teil der Schweinebucht wird vom Boden durch 5 bis 10 Zentimeter Sand oder feine Schlacken isoliert, mit Backsteinen abgedeckt und die Fugen mit Zement ausgegossen. Als Abschluß wird an der vorderen Seite ein 40 Zentimeter hohes Brett oder Diele hochkant angebracht, wo die Schweine in jeder Größe übersetzen, um zu ihrem warmen Lager zu kommen. Im jugendlichen Alter schon an dieses Lage gewöhnt, halten sie große Reinlichkeit. Das Angewöhnen zum Reinhalten geschieht derart, daß man den Tieren nicht mehr Raum zur Verfügung läßt, als sie notdürftig zum Lagern brauchen. Durch diese Platzeinteilung wird viel Streu gespart, da die Kotablagerung nur an einer Stelle erfolgt. Will man des Guten noch mehr tun, streut man an der Kotablagerung nach dem Ausmisten jeden Tag etwas Torf, der die schlechte Luft bindet. Lagerstätten aus Holzpritschen vermeide man aus dem Grund, weil sich unter diesen nur Jauche und Kot ansammelt, wodurch die Stallluft bedeutend verschlechtert u. der Boden kalt wird. Ueberdies sind auch diese Lager unrentabel bei den teuren Holzpreisen. Mit welchem Behagen sich die Schweine auf gutem Lager aufhalten, beweist die rasche Benützung nach der Fütterung.

Gutsinspektor J. Huber.

Was kostet den Hühnerbesitzer das Ei selbst?

(Nachdruck verboten.)

Bei meinen Vorträgen in landwirtschaftlichen Vereinen ist in der sich daran knüpfenden Aussprache wiederholt an mich die Frage gerichtet worden: Was kostet den Hühnerbesitzer das Ei selbst? Nun sind ja die Verhältnisse, unter denen die Hühner gehalten werden, so verschieden, daß nicht alles mit gleichem Maße gemessen werden kann. Vor allem ist ein dicker Strich zu machen zwischen dem städtischen Züchter, der seine Tiere, wie man so sagt, aus der Hand füttern muß, und zwischen dem ländlichen Züchter, wo die Hühner doch vielerlei finden, das nicht in Rechnung kommt, ja wo sie monatelang unter Umständen fast gar kein Futter kosten.

Der Einfachheit halber lasse ich nun hier vor meinem städtischen Geflügelhofe die Zahlen auf Grund meiner Buchführung folgen, welche meine 22 weißen Wyandottes betreffen, und zwar ziehe ich sie, den jetzigen Futterpreisen nach, für 1 Henne aus.

Ich schicke noch voraus, daß bei mir jedes Huhn täglich durchschnittlich 60 g gutes, volles Korn erhält (Gerste, Weizen, Hafer). Dies macht im Jahre 22 kg = 44 Pfd. Das Weichfutter besteht zur Hauptsache aus Kartoffeln und bestem Schrot. Ich brauche da 40 Pfd. Kartoffeln und 20 Pfd. Schrot. Dazu kommen, außer den mancherlei Küchenabfällen, noch 8 Pfd. Fleischmehl bzw. Garneelen und 25 Pfd. Rüben. Wenn ich nun die heute (Mitte Februar) hier dafür geforderten Preise einsetze, so ergibt das: 44 Pfd. Körner, Zentner 380 ℳ = 167 ℳ; 40 Pfd. Kartoffeln, Zentner 80 ℳ = 32 ℳ; 20 Pfd. Schrot, Zentner 300 ℳ = 60 ℳ; 8 Pfd. Fleischmehl bzw. Garneelen = 24 ℳ; 25 Pfd. Rüben = 7 ℳ, zusammen: 290 ℳ. Da man im allgemeinen nicht mehr als durchschnittlich 100 Eier im Jahre auf die Henne rechnen kann, so kostet jedes Ei den städtischen Züchter 2.90 ℳ. Doch dazu kommen noch: Ausgaben für Zuchtgeräte, Amortisation der Stallungen, Fütterung der Hähne, Verluste an Geflügel, die Aufzuchtkosten der Junghennen, vielleicht auch Ausgaben für Wartung und Pflege der Tiere und mancherlei anderes, sodaß der Preis von 3 ℳ fürs Ei weit überschritten wird. Demgegenüber steht als besondere Einnahme der Gewinn aus dem Fleische der alten, ausgedienten Hennen.

Ich hatte ja schon vorn erwähnt, daß sich der Selbstkostenpreis der Eier für den ländlichen Züchter billiger stellt, aber so billig, wie mancher denkt, der von Hühnerzucht keine Ahnung hat, hat auch er die Eier nicht. Jede Arbeit aber soll doch ihres Lohnes wert sein, und dieses Wort muß auch für die Geflügel- bzw. Hühnerzucht Geltung behalten. Max Johnsen, Zerbst.

Zum Treiben des Rhabarbers

(Nachdruck verboten.)

eignen sich nur mehrjährige Stöcke. Im Herbste ausgehobene Stöcke können auch im Gewächshause untergebracht, getrieben werden, wenn man sie dort in feuchtem Sand oder in Erde einschlägt. Die Blattstiele der im Gewächshaus getriebenen Stöcke sind aber schwächer als die Blattstiele von im Freien getriebenem Rhabarber. Die Stöcke, die zum Treiben bestimmt sind, werden schon im Herbste mit Laub oder Mist überdeckt, damit der Boden nicht gefriert. Die Frühtreiberei beginnt im Dezember und Januar; bei der Spättreiberei handelt es sich eigentlich nur um das Bleichen der Stiele, weswegen diese erst im Februar-März im Freien beginnt. Das Treiben im Freien ist sehr einfach. Auf die Stöcke wird je ein Faß gestülpt, das mit einem Umschlag von Mist umgeben wird. Nahe an den Stöcken räumt man die Erde etwas weg, damit die Wärme des Mistes besser einwirken kann. Natürlich muß das Faß oben einen Boden haben, um das Licht abzuhalten. Wenn die Rhabarberstöcke im Herbste stark mit Mist bedeckt werden, treiben sie 8—14 Tage früher als die ungedeckten aus. —au.

Die Pflanzung von Meerrettich.

(Nachdruck verboten.)

Man pflanze nur den kultivierten Meerrettich, denn der verwilderte Meerrettich ist im Garten ein lästiges Unkraut. Wo er sich einmal eingenistet hat, wird man ihn nicht so leicht wieder los. Aber wir möchten wohl trotzdem den Meerrettich nicht entbehren? In jedem Garten sollte ein Plätzchen von 1—1½ Quadratmetern vorhanden sein, um den im Haushalt gebrauchten Meerrettich selbst zu ziehen. Die schönsten und wohlschmeckendsten gewinnt man von tiefgründigem, gutem, mehr feuchtem als trockenem Sand- oder lehmigem Sandboden. Vor der Pflanzung muß der Boden mindestens auf 50 cm Tiefe gelockert und gut gedüngt werden. Die Pflanzung geschieht durch sogenannte Fechser, das sind von den Hauptwurzeln abgezweigte Wurzelstöcke. Die Fechser haben meist eine Länge von 25—30 cm und sind etwa so stark wie ein kleiner Finger. Zum Pflanzen braucht man ein Pflanzenholz. Dieses schnitzt man sich aus einem 35 cm langen und etwa 5 cm dicken Holz selbst. Es muß nach dem Ende kegelförmig bis spitz zulaufen. Mit dem Pflanzenholz stößt man möglichst wagerecht etwa bis 5 cm unter die Erdoberfläche Löcher, und schiebt den Fechser hinein, nachdem man zuvor alle kleinen Faserwurzeln durch Abreiben entfernt hat. Wenn der Fechser richtig eingesetzt worden ist, dann hält man ihn mit der Hand am oberen Ende fest und tritt das Loch mit dem Fuße an. Die übrigen zu pflanzenden Setzlinge folgen in Abständen von 5 cm. Werden mehrere Reihen gesetzt, so muß die Nebenreihe 50 cm Entfernung haben. Die Setzlinge wachsen sehr schnell, so daß im Frühjahr gepflanzte Fechser bis zum Herbst schon eine Stärke von 5 bis 7 cm Durchmesser erreicht haben. Der frühere Setzling, der sich nun zu einer guten, starken Wurzel ausgebildet hat, hat im Laufe des Sommers am Ende neue Fechser angesetzt, die in die Erde senkrecht hineingewachsen sind. Damit keine Teile der Wurzeln abbrechen, müssen beim Ausnehmen die Wurzeln von allen Seiten tief abgegraben und vorsichtig herausgenommen werden. Besonders sorgfältig durchsuche man den Boden nach den kleinen Fechsern. —au.